

**Zeitschrift:** Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

**Herausgeber:** Franz Otto Schmid

**Band:** 4 (1909-1910)

**Heft:** 7

**Artikel:** Herbst

**Autor:** Holzer, Marie

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-748107>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

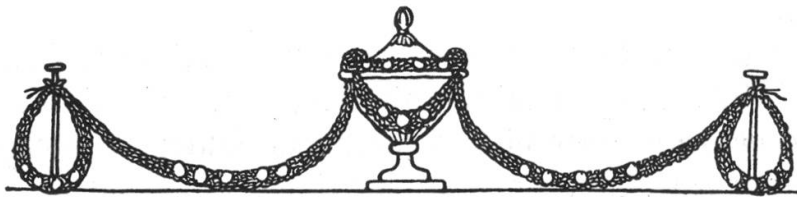
**Download PDF:** 31.01.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Los Gewordenen kommen die Parteien stets in Gefahr, sich zu vergessen und den Herrschinstinkten nachzugeben. So erfüllen die Parteilosen den Parteien gegenüber eine segensreiche Mission. Freilich können sie mehr hemmen, widersprechen und protestieren, als bahnbrechend positiv wirken.

Vor einer Gefahr freilich müssen sich die Parteien wie vor der Pest hüten: für G r u n d s ä ß e, nicht für P e r s o n e n haben sie zu kämpfen. Rücksichtslose Unterdrückung aller, denen die Politik als Mittel zu persönlichen Zwecken gilt, ist ihre Pflicht. Lassen sie Leute ans Ruder, die nicht aus Liebe zur Sache arbeiten, so richten sie sich selbst. Denn dann wird die Politik eben zu jener Arena persönlichen Ehrgeizes, die sie um keinen Preis sein darf, weil sie damit ihr Daseinsrecht selbst einbüßt.

Es ist also Temperamentssache, ob wir als Parteigenossen oder als Unparteiische am öffentlichen Leben teilnehmen wollen. In beiden Fällen können wir nützlich wirken. Eine gesunde Politik ist ebenso undenkbar ohne Parteien, als ohne Parteilose. Beide Teile müssen einsehen lernen, wie nötig sie einander haben. Beide sollen aber vereint gegen den gemeinsamen Feind zu Felde ziehen: gegen die verhängnisvolle Gleichgiltigkeit im politischen Leben, die das Todesurteil einer Demokratie ist.



## Herbst.

**D**ie Zeit der Ernte ist vorüber. Wiesen und Äcker sind kahl und leer; nur die Egge zieht langsam über die dunklen Felder, um die Erdschollen für künftiges Jahr zu lockern. Die Blätter der Bäume und Sträucher sind rot und gelb und dürr, ein leiser Windhauch, ein Atemzug der Natur bloß, und sie fallen müde, leblos zur Erde. Nur noch die Traube hängt schwer und voll zwischen dem fahlen Gerank, das auch schon bleich ist und fallen möchte. . . .

Herbst. Lichter, leuchtender Herbst, voll tiefer Klarheit, unendlicher Weite, kristallheller Reinheit. Die Luft lind und warm und weich. Die dürren Blätter in den Gärten weit außerhalb der Stadt rascheln unter den Tritten einsamer Wanderer, und dort auf dem kleinen Platz drehn sie sich im Winde und tanzen in wildem Reigen einen Totentanz. Ein Leierkasten in der alten Judenstadt spielt alte, halbvergessene Weisen. Verwahrloste Kinder mit dichtem, wirrem gekräuseltem Haar und wun-

dergroßen, dunkel fragenden Augen spielen um die Schutthaufen demolierter Häuser. Wie lieb ich jene Leierkästen, die im Torrahmen alter, verfallener Häuser stehn, ihre Kurbel dreht ein alter blinder Mann unaufhörlich, sein Kopf wiegt sich im Takte, und die welken Lippen lächeln müde. . . . Und die alte schwermütige Melodie, die wir im Vorübergehen erhaschen, klingt und singt in uns, in ihr liegt ein fernes Stück Vergangenheit, liegt die Erinnerung an Kindertage in der kleinen Heimatstadt, die weit, weit abliegen, an eine Welt, die heut nicht mehr die unsere, an Zeiten, die einmal gewesen, die aber längst an uns vorübergegangen oder wir an ihnen. Gehn wir weiter, oder geht die Zeit an uns vorbei, weiter, immer weiter, und läßt uns zurück. . . .

\*

\*

\*

Herbst. Mit tausend Fäden sind wir der Natur verknüpft. Wind und Wetter, Jahreszeit und Klima, all das wirkt auf uns. Die leisesten Schwingungen der Seele stehen im Zusammenhang mit der Natur. Unsere Stimmungen sind vom Feuchtigkeitsgehalt der Luft abhängig, unsere Launen vom Stand der Sonne, unserer Seele Barometer steigt und fällt mit der Temperatur. Zwischen hohen Häusermauern, hinter dichten Gardinen fühlen wir ihre Kraft, die uns geheimnisvoll umhüllt, die uns Werden, Vergehen und Sterben immer wieder vor Augen führt. Unser Temperament, unser Wesen ist der Spiegel des Klimas. Aus der Höhenquote, aus den Windströmungen, aus der Verschiedenheit des Dunstkreises wollte man einst den Charakter der Völker deuten. Schon Hippokrates lehrt den Zusammenhang von Klima und Witterung auf persönliche Eigenheiten und meint, daß Bergbewohner immer munter, arbeitsam, wachsam und feurig seien. Aristoteles findet, daß die Bewohner morastiger Gegenden schwerfällig und hirnlos sind, Montesquieu sagt, daß in kalten Gegenden mehr Mut, mehr Bewußtsein der Kraft, mehr Freimütigkeit und weniger Mißtrauen und Argwohn zu finden seien und meint, daß man das Klima nach dem Maße der Sensibilität bestimmen könnte. Auch des Nordländers Vorliebe zu hitzigen Getränken, des Südländers Mäßigkeit, daß im Norden mehr Vernunft und Gemüt, mehr Treue und Ausdauer, im Süden Aufbrausen des Affekts, düstere Leidenschaften, Rachsucht und Wankelmuth häufiger sind, ist auf die Beschaffenheit des Klimas zurückzuführen. Die Naturnotwendigkeit offenbart sich in körperlichen und geistigen Eigenheiten: in des Spaniers cholertischer Glut, in des Franzosen feurig champagnerartigem Ungestüm, in der Französin leichter Beweglichkeit, in ihrem anspruchsvollem Drange nach Geselligkeit, in ihrer Dichter graziöser Sprache. In des Briten kaltem Ernst, in der Dänen Reizbarkeit, in der Normannen unbezähmbarer Neigung zu Abenteuern, die diese „skandinavischen Wikinger“ zu ihren Raubzügen trieb und die in der Natur des Landes, den wilden Urgebirgen und den Meeresfluten,

die tief ins Land hineinzüngeln, ihre Erklärung finden. In des Italieners üppiger und verzehrender Leidenschaftlichkeit, in der Türken Ernst, Schweigsamkeit und Hang zur Wollust. Sogar im Gebärdenpiel, im Ausdruck der Sprache, in der Mundstellung wollen manche Forscher die allmächtige Gewalt der Natur erkennen. Das gilt für die Allgemeinheit. Der einzelne löst sich von seiner Heimat, dem All und vom Gesetz der Notwendigkeit und gehorcht den geheimen Gesetzen seiner eigenen Natur, die individuell reagiert auf jene sonderbar dunklen Kräfte.

\* \* \*

Herbst bei uns. Stiller friedlicher Herbst, warm und schön und doch so sehnsuchtschwer und bang. Und weit unten ist es Sommer, lachender, blühender Sommer und einige wenige Glückliche folgen ihm, immer weiter bis in den südlichsten Süden. Sie halten ihn, er füllt sie aus, und um uns und in uns wird es Herbst. Unsere Wünsche werden stiller, unsere Träume farbloser, und erst im Frühling erwachen sie wieder, und Sehnsucht und Hoffnung stehen lächelnd Pate. Und wir gehn wieder dem Glück entgegen. Glück. . . .? Ein seltsam Laut, dessen Inhalt wir nicht in Worte kleiden, nicht durch Begriffe erläutern können, für das es keine Grenzpfähle gibt, keine Kilometersteine, keine Radabweiser. Sein Reiz liegt in seiner Unbestimmtheit. Es ist das All, das Unerreichbare, das ewig Ferne, nach dem wir uns sehnen von dem Augenblick, da wir zu denken angefangen, da sich der erste scheue Wunsch in unser Herz gestohlen; dem wir zujuchzen an jungen schönen Frühlingstagen, nach dem wir wehmütig auslugen in weichen, stillen Dämmerstunden, das wir erwarten in dunkel rätselhaften Nächten. Dem wir entgegenstreben täglich von neuem mit großen weitgeöffneten Augen, mit hochgeschwellter Brust, mit fliegendem Atem, das uns immer wieder lockt mit seinem süßen Sirenenlächeln, mit seinen einschmeichelnden Zauberliedern, mit seinem zitternd sprühenden Sternenlicht. . . . Und unsere Phantasie webt rastlos täglich neue, täglich buntere Farben in jenes Spinnenetz, wo alle Wünsche, alle Hoffnung, alle Träume sich spiegeln und leuchten wie Tautropfen im Sonnen-  
gold. . . .

Und ein Weiser, in dessen reinem Herzen die Allgüte lohnte, hat den tiefen Sinn jener Sehnsucht erkannt und den todestraurigen Schmerz der Enttäuschung, und deshalb nahm er uns sanft bei der Hand und sagte: Schaut vorwärts — dort ist das Glück. Weit, weit von hier, aber erreichbar. Ein ganzes Leben lang müßt ihr wandern — immerfort — ruhelos — aber dann — dann werdet ihr es finden. Dort weit, weit ab, jenseits des großen Stromes, das ihr Leben nennt, liegt das Feenreich, das Eden, die Insel der Seligen und dort — dort wohnt das Glück. Und jahrtausendelang haben wir ihm gefolgt und gingen durchs Leben hoffnungsfreudig und zukunftsicher, denn jenseits der Brücke mußten wir es finden,

in jenem Wundergarten in ewigen Sonnenschein getaucht. . . . Aber heute — heute ist uns der Weg zu beschwerlich, und wir wollen das Glück auf Erden finden und suchen es — und suchen es, aber der graue Alltag lächelt gelangweilt und sieht uns aus hämisch kalten Augen an, in deren tiefster Tiefe es wie Spott zuckt. . . .

\*

\*

\*

Leise Töne einer Ziehharmonika klingen durch den stillen Abend. Auf der Bank vor seiner Haustür oder an dem niedrigen Kellerfenster einer Vorstadtwohnung, auf dem ein paar blühende Geranien und Fuchsien nicken und die wenigen Strahlen auffangen, die die Sonne manchmal hinunterschießt, sitzt ein stiller, kleiner Mann nach des Tages Mühen und Unrast. Mit seinen abgearbeiteten, schwieligen Händen entlockt er dem Instrument langgezogene Töne, in die er all sein Leid, all seine unklare Sehnsucht, all sein unausgesprochenes Weh hineinlegt, all die dunklen Empfindungen, die in ihm leben, die in ihm streiten, für die er keine Worte finden kann, die ihn müde und traurig machen oft und manchmal himmelhochjauchzend, und die er nicht zu deuten und nicht zu sagen vermag, und für die er doch nach einem Ausdruck ringt. Tagsüber da hämmert er, oder hobelt, oder dreht, und das Rattern der Maschinen, das schmetternde Getöse der großen Räder, das Lärmen des Motors über-tönt die Sprache seiner Seele, aber abends wenn es still geworden, ganz still, dann klingt und klagt etwas in ihm und zittert leise. . . . Und da hat er gespart und gespart, hat jahrelang Kreuzer zu Kreuzer gelegt und endlich jene alte Harmonika erstanden, die er seit langem in einem Winkel des Schaufensters des großen Ladens gesehen, und die nun seine beste Freundin geworden, seine Vertraute, der er alles sagen kann und klagen was ihn bedrückt, die ihn tröstet durch ihre warmen Töne, die seine Gefühle wiedergeben, die all sein stummes Leid leise von seiner Stirne streichelt. . . .

Musik — eine wundersame Himmelsgabe, die uns reich gemacht, die manchen Lichtstrahl wirft in dunkle Herzen; ihre Laute sind Töne, die Klang und Farbe haben, die alles auszudrücken vermögen, was uns bewegt, die beredter sind als tausend Worte, wärmer, zarter, treffender, deren Inhalt alles Leid und alle Lust enthält, die jede Sprache sprechen und alles auflösen in weiche Harmonien. . . .

\*

\*

\*

Herbst. Die Sehnsucht lebt wie die Erdfrucht unter dunklen, schwarzen Hüllen und wartet, bis ein verirrter Sonnenstrahl sie wieder wachküßt. Die Kastanie löst sich aus ihrer Schale und fällt mit dumpfem Schlag zur Erde — und stirbt. Die Reife ist ihr Tod. Ihr Leben ist ein stetes Werden, dann kommt das Ende, jäh, plötzlich, kein langsames Entblättern. . . . Und die Schmetterlinge, die in der Sonne spielen, sterben



wenn sie lieben; nur in uns ist ein ewiges Erstehen und Vergehen, ein ewiges Wünschen und Entsagen, ein ewiges Hoffen und Enttäuschtwerden.

Ein wundersames Märchen unser Leben. Aus Lust und Schmerzen geboren stehn an unserer Wiege gütige Feen und geben uns aus dem reichen Born aller Erdschätze manch schöne Gabe mit auf den Weg. Dem einen dies, dem andern jenes. Dem einen Güte, dem andern Schönheit, dem dritten Klugheit, einigen Fleiß, andern Leichtlebigkeit, manchen den Hang zur Träumerei. Jedem etwas, mit dem er zufrieden sein könnte, aber im letzten Augenblick kommt die böse Fee, für die es keinen goldenen Teller gibt, und die legt uns aus Rache die Unrast ins Herz, das Suchen und Suchen, das Wünschen und Sehnen nach dem Unerreichbaren. Sie legt es ins Herz des Eroberers des Genies, aber auch ins Herz der Häßlichen, des Schwächlings, des Krüppels. . . .

Die Sehnsucht ist ein seltsam Göttergeschenk. Sie hat uns alles Schöne auf Erden finden lassen, sie hat unsere Phantasie beflügelt, hat uns die Wege tausendfach gewiesen, hat uns emporgetragen zu stolzen Höhen. Sie ist die Triebfeder aller großen Gedanken, aller großen Taten, sie facht den Ehrgeiz an, der die Welt erobert und die Staaten groß gemacht, den Wissensdurst, der uns manch dunkles Rätsel gelöst, und das Mitleid, das die Menschen Menschlichkeit gelehrt und Verstehn. Aber sie hat auch Verderben gebracht und alles Leid. . . . Die Sehnsucht ist das ewige Feuer, das die Lebensflamme der Menschheit unterhält und an dem der einzelne seine Flügel versengt. . . .

Da erstand uns allmählich in der Resignation eine gütige Fee. Sie schleicht abends, wenn es dunkel geworden, leise an unser Lager, legt ihre guten weichen Hände auf unsere fiebernden Schläfen, auf unser klopfendes Herz und küßt uns gesund.

Resignation: Kampfesmüdigkeit, Kapitulation, Eingeständnis der Schwäche. Eine Krankheitsercheinung spottete unlängst jemand. Und doch liegt in ihr die höchste Weisheit, des Lebens tiefste Philosophie, die man erst im Herbst des Lebens, im reichen, segenspendenden, ruhig klaren Herbst erfäßt. Denn aller Verzicht, alles überlegene Sichfügen, verständige Sichbescheiden, ein zu Verstehentrachten, wo wir nicht begreifen können, volles Verzeihen, wo wir verleßt wurden und die Einsicht, daß Sünde Krankheit ist und Leid, all das sind Formen der Resignation, sind Vorstufen wunderfeiner Empfindungen, die stolze Errungenschaft weniger Starcker. Ein erneuter Sieg der Vernunft, ein Sichloslösen von der Gewaltherrschaft des Temperaments, die alles unterjochen möchte. . . . Eine Stärke, die die Schwäche geboren. . . .

M a r i e H o l z e r.